

Gabriel_Nox Koenig

Vom Versuch, sich verbündet zu zeigen und die eigene männliche Performance und männliche Privilegien zu sabotieren

Nichts an Geschlecht ist natürlich. Geschlecht ist gelernt – durch die Normen der Gesellschaft, in der wir leben. Geschlecht ist überall: Wie wir sitzen, wie wir gehen und wie wir stehen, drückt in subtilen und nicht so subtilen Weisen Geschlecht aus. Geschlechterverhältnisse sind durch Machtungleichgewichte strukturiert. Ob ich will oder nicht, ich bewege mich in Macht(un)gleichgewichten. Aber was mache ich mit dieser Erkenntnis – als bei Geburt weiblich einsortierte, nicht binäre → trans¹ Person, die heute als (schwuler) → cis Mann gelesen wird?

Dieser Text versucht, diese Frage zu beantworten – und endet daher mit ganz konkreten Strategien und Handlungsoptionen, wie ich (vor allem männliche) → Privilegien, die die Gesellschaft mir zuschiebt, zu sabotieren versuche. Wie ich versuche, meine (vor allem männliche) Privilegien in ihrer Wirkung zu untergraben oder für andere Personen einzusetzen. Auf dem Weg dorthin beschreibt der Text meine Auseinandersetzung mit vergeschlechtlichem Sein. Es geht um Perspektiven auf Geschlecht, auf Weiblichkeiten und Männlichkeiten, auf die Normen, die mit Geschlechterrollen einhergehen – und es geht darum, wie ich die Normen rund um Geschlecht dazu nutze, meine (vor allem männlichen) Privilegien zu sabotieren. Nachmachen ist also explizit erwünscht.

In der Welt, in der ich aufgewachsen bin, waren Männer gefährlich. Alle Männer. Ich wollte einer sein und doch nicht. Ich wollte von ihnen anerkannt werden und habe sie verabscheut, je nachdem, wie sie sich gerade verhielten.

Viel später erst habe ich begriffen, dass ich mich selbst (immer wieder) (teilweise) männlich identifiziere – und dass ich mich das nur dann traue,

1 Alle mit einem → gekennzeichneten Begriffe werden im Glossar erläutert.

wenn ich die beste Version von mir selbst bin, die ich sein kann. Dass ich das Spielchen² unter Männern nur dann mitspiele, wenn ich mitspielen will, und es scheitern lassen kann, wenn ich nicht mehr will.

Ich identifiziere mich genderfluid. Das bedeutet für mich: Ich bin entweder weder*noch* oder sowohl* als auch*, aber nie nur ein Geschlecht. Ich bin alles und nichts, in wechselnden Anteilen – je nach Ort und Tag, je nach Kontext und je nachdem, mit wem ich meine Zeit verbringe. Wären wir in einem Fantasy-Roman, wäre ich ein*e Formwandler*in. Was immer gleich bleibt, sind meine Augen und meine Hände – das, was ich sehe, und das, was ich tue. Und zudem mein Herz, meine Seele oder mit welchem Konzept auch immer ich fassen würde, was ich als meine Basis begreife: Ich meine den Ort, aus dem meine Gefühle und Gedanken kommen – aber nur die, die stetig sind, die, an denen ich (und andere) mich wiedererkennen (als umsichtig, wach und nahbar). Mich wiederzuerkennen bedeutet, mich auf mich zurückbesinnen, besonders in Phasen, in denen mein Leben sich wandelt, wie mein Geschlecht es tut.

Durch Geschlechternormen manifestiert sich Macht in unseren Leben auf verschiedene Weisen

Ich habe lange nach dem Guten in Männlichkeit gesucht, begreife heute Männlichkeit nicht mehr in der Einzahl, sondern in der Mehrzahl – als Männlichkeiten. Denn es gibt viele davon und welche davon ich ausdrücken will, kann ich entscheiden. Während meines Aufwachsens habe ich die Männer in meiner näheren und weiteren Umgebung beobachtet und versucht herauszufinden, wann sie (vor meinem inneren Kompass betrachtet) vertretbar und wann sie unvertretbar handelten. Je älter ich wurde, desto komplizierter wurde es, das eine vom andern zu unterscheiden. Ich begriff: Wenn ich beobachte, suche ich danach, ob jemand gerade Macht ausübt oder nicht. Und zu welchem Zweck. Nur weil jemand lächelt, ist die Situation nicht frei von gegen eine andere Person eingesetzter Macht. Und manchmal werden Menschen laut und bedrohlich, um übergriffiges Verhalten auf sich oder einen anderen Menschen zu unterbinden, unterbrechen also das Einsetzen von Macht. Je älter ich werde, desto mehr verstehe ich, dass es keine machtfreien Räume gibt, dass Macht sich in sehr subtilen

2 s. »Ernste Spiele« im Glossar.

Formen zeigt und dass ich bewusst umgehen muss, mit der Macht, die ich habe oder die mir (in manchen Situationen mehr und in manchen weniger) zufließt. Macht, die ich (für mich oder für andere) nutzen könnte – oder auch nicht.

Ich habe gesehen, was Macht anrichten kann, und als Kind dachte ich, ich will sie nicht. Heute weiß ich, dass das Leugnen meiner Privilegien und der Macht, die mit ihnen einhergeht, nicht dafür sorgt, dass sie verschwindet oder Verletzungen verhindert. Im Gegenteil: Was ich nicht bewusst ansehe und reflektiere, lebt durch mich, fühlt sich gleichzeitig außerhalb meiner Kontrolle an und entwickelt ein Eigenleben. Heute weiß ich, dass ich sie – in der Rolle der verbündeten Person – nutzen kann, um mich selbst zu schützen und dass ich die Effekte der Macht sabotieren kann. Aber nur, wenn ich sehe und anerkenne, dass sie da ist und wie sie wirkt. Aber nochmal langsamer und – vielleicht teilweise – chronologisch.

Als bei Geburt weiblich einsortierte Person wurde ich untergeordnet, auf verschiedene Weisen gewaltsam, aber stetig. Das habe ich erst spät begriffen. Vor zwei Jahren noch hätte ich gesagt, ich sei relativ frei von Geschlechternormen erzogen worden: Ich hatte mehr Spielzeugautos als Puppen, trug nur einmal im Jahr ein Kleid und kann mich nicht erinnern, je von meinen Eltern, Großeltern, Freund*innen oder den Eltern meiner Freund*innen dafür gemäßregelt worden zu sein. Dennoch muss ich heute sagen, dass der Versuch, mich innerhalb der Zweigeschlechterordnung geschlechtlich zuzurichten (wie wir das bewusst oder unbewusst alle werden), auf ganzer Linie erfolgreich war: Ich beobachte mein Gewicht, seitdem ich fünf Jahre alt war. Meine Bedürfnisse kommen irgendwie immer als Letztes, besonders, wenn jemand anderes gerade welche hat (und wann ist das schon je nicht der Fall?). Ich spüre, wenn jemand etwas braucht, und kann nur schwer Grenzen setzen. Harmonie und ein positives Gefühl im Kontakt sind immer mein Hauptaugenmerk und wenn ich den Ansprüchen an mich nicht genüge, suche ich den Fehler in und bei mir (und nicht etwa in den Ansprüchen, die ich oder andere oder die Gesellschaft an mich richten). Wenn ich wütend bin, fange ich meist an zu weinen. Ich könnte noch ewig so weitermachen. Auch mit positiven Dingen: In Gruppen finde ich schnell Anschluss, auch wenn ich eher introvertiert bin. Ich Sorge für gute Laune und balanciere die Stimmung aus. Ausgleich suche ich in subjektiv für mich sehr hilfreichen Ventilen: Body-Awareness und Körperarbeit in verschiedenen Formen und Schreiben.

Als ich vor etwa zwei Jahren viele dieser Punkte in einem Vortrag von Katharina Debus zum Thema → Weiblichkeitsanforderungen der Zweigeschlechterordnung gehört habe, war das ein harter Schlag für mich. Ich hatte mich gut durchreflektiert gefühlt, was geschlechtliche Anforderungen an mich anging. Mit Männlichkeiten hatte ich mich ein Leben lang beschäftigt. Aber wie die Gesellschaft ihre geschlechtlichen Anforderungen an mich als weiblich einsortierte Person in mich eingeschrieben hatte, hatte ich auf vielen Ebenen nicht einmal bemerkt.³

Trans* als konstante Reflexionsleistung

Vor ziemlich genau zehn Jahren begann meine Transition. Vier Jahre später wurde ich das erste Mal als (cis) Mann⁴ wahrgenommen. Die Jahre dazwischen waren von viel Rücken- und Kiefernspannungen geprägt, von Stress im öffentlichen Raum: vom mich aktiv Aufbauen, groß und breit machen. Besonders Personen gegenüber, die ich als cis Männer wahrnahm. Ein Ringen um Augenhöhe, dass mir auch ohne Bart, ohne Mastek⁵ und mit einem Gesicht, als wäre ich 15 (und daher harmlos), durch Körpersprache oft gelang. Nicht selten wichen Männer auf der Straße mir aus (nicht ich ihnen). Personen gegenüber, die ich als weiblich wahrnahm, entspannte ich mich, ohne es bewusst zu merken. (Von der überwältigenden Erleichterung Personen gegenüber, die ich als queer wahrnehme, schreibe ich in diesem Text leider nicht so viel. Aber sie war riesig. Und fast immer hatte ich das Gefühl, wir erkennen einander.) Wie mein Leben lang schon, wichen von mir weiblich wahrgenommene Personen und ich einander aus, tauschten kurze solidarische Blicke, wenn eine von (wahrscheinlich uns beiden) männlich gelesene Person mehr Raum in unserer Nähe nahm, als sich angenehm anfühlte. Ich hatte mich so sehr an diesen Zustand gewöhnt, dass

³ Siehe Literatur am Ende des Textes.

⁴ Ich schreibe von Männern, wenn ich alle Männer meine. Nur wenn ich spezifisch cis Männer oder trans* Männer meine, gebe ich dem Wort das entsprechende Adjektiv. Wenn ich Klammern benutze und (cis) Männer schreibe, meine ich alle Männer, aber cis Männer in dieser Situation ein bisschen mehr als trans* Männer. In diesem Satz schreibe ich (cis) Mann, weil ich davon ausgehe, dass ich so wahrgenommen werde. Ob das wirklich der Fall ist oder ob andere Menschen mich nicht doch anders wahrnehmen, kann ich letztlich nicht sicher sagen.

⁵ Kurzform von Mastektomie; Brust-Operation, die ein flaches Brustprofil zum Ziel hat. Weiterlesen hier: <https://www.bundesverband-trans.de/portfolio-item/mastektomie/>.

es mich mit einem Schock traf, als das erste Mal in der U-Bahn eine von mir weiblich gelesene Person mir prophylaktisch auswich: Ich war noch gar nicht da, noch gar nicht entschieden, diesen Flur zwischen den 4er-Sitzen in den nächsten Wagen weiterzugehen. Sie hatte nur meinen Blick gesehen, der den Flur entlangging, um zu sehen, ob dort freie Sitzplätze sind – und schon war sie weg. »Pass doch mal auf, du stehst im Weg«, hat meine Mutter abertausend Male zu mir gesagt. Und mir damit die Fertigkeit antrainiert, die diese Person auch hatte: Durch (mittlerweile – wie bei mir lange auch – unbewusst gewordenen) Beobachten aller anderen Menschen im Raum vorhersehen, wer wohin will oder wollen könnte. Um dann allen aus dem Weg zu gehen, niemenschlich ein Hindernis zu sein. In anderen Worten: sich unterzuordnen und keinen Raum zu beanspruchen. Die Person saß dann da, hatte nur ein Drittel der für zwei gedachten Bänke für sich. Ein Mann saß daneben, der nicht einmal bemerkte, wie sehr sie sich zusammenfaltete, um nur den Raum einzunehmen, den er ihr ließ. Solidarischer Blickkontakt Fehlangelegenheit. An diesem Tag wurde ich im öffentlichen Raum von mir fremden Personen das erste Mal anstrengungsfrei als Mann wahrgenommen. Manche trans* Männlichkeiten, die ich kenne, hätten vor Freude sicher geweint – die, die völlig irritierungsfrei über die → sexistischen Witze, die ihre cis Cousins bei der Familienfeier reißen, mitlachen. Die, die gerne hätten, dass ihre Freundin sich ihnen unterordnet. Die, die ihre Männlichkeit auch dadurch herstellen, dass sie am in unserer Gesellschaft normalisierten Sexismus teilnehmen. Ich hingegen saß geschockt in Sichtweite von der Frau entfernt und fragte mich, was ich falsch gemacht hatte. Falsch ist deshalb das Wort, das ich wähle, weil ich das nicht wollte: von mir weiblich oder queer wahrgenommene Personen unterordnen nur durch meine männlich wahrgenommene körperliche Anwesenheit in einem Raum.

Wann werde ich geschlechtlich wie gelesen? Woran bemerke ich das? Wovon hängt das ab? Und welche Auswirkungen hat das für die anderen Menschen im Raum? Mit diesen Fragen beschäftigte ich mich oft. Sie laufen in nahezu allen Situationen in meinem Hinterkopf mit. Hatten bis zu diesem Moment meine Reflektion von vergeschlechtlichem Auftreten vor allem zum Ziel, als Mann gelesen zu werden – auch, um weniger Gefahr im öffentlichen Raum ausgesetzt zu sein – ging meine Reflektion nun in die andere Richtung: Wie stelle ich mich als Mann her, dem andere Personen nicht prophylaktisch ausweichen? Was für ein Mann, was für eine Männ-

lichkeit wäre das? Und: Wie war es zu diesem, für mich einschneidenden Moment gekommen?

Das Erste, was mir auffiel: In den Monaten zuvor wurden mir mein verspannter Rücken und mein verspannter Unterkiefer zu viel. Das Aktiv-Raum-Nehmen, um nicht von (von mir) männlich gelesenen Personen untergeordnet zu werden, wurde mir zu anstrengend. Nach sechs Jahren Dauerspannung konnte ich nicht mehr. Denn ich wurde lange geschlechtlich uneindeutig wahrgenommen, obwohl ich das nicht wollte. Ich wollte nie in meinem Genderfluid-Sein von Fremden gesehen werden, aber sehr wohl von Menschen aus meinem direkten, persönlichen Umfeld anerkannt und respektiert. Mehr aus Überlastung als wegen des feinen Oberlippenbärtchens, das durch Hormongaben zu wachsen begonnen hatte, ließ ich los. Um festzustellen, dass das Oberlippenbärtchen (ganz im Gegensatz zu all den schwarzen Klamotten, den hart geschnittenen Jacken, den Stiefeln, der Mastek in den Jahren davor) die Macht hatte, dafür zu sorgen, dass ich männlich wahrgenommen wurde.

Diesen Punkt hatte ich davor bei anderen Personen beobachtet: das Plötzlich-als-Mann-gelesen-Werden, ohne sich anzustrengen, ohne sich reinzuhängen und sich zu bemühen. Und ich hatte sie bequem werden sehen im Sich-Raum-Nehmen, im Ignorieren, ob ihnen jemand prophylaktisch aus dem Weg geht, im irgendwann Nicht-mehr-Bemerkten, dass die weiblich gelesene Person 15 Meter vor ihnen nachts auf dem Weg von der U-Bahn zur Haustür immer schneller und schneller lief.

Im Vergleich zu dem permanenten und völlig unverhohlenen konstanten Angestarrt-Werden, im Vergleich zu den hinterher gerufenen Sprüchen, im Vergleich zu den fatshamenden oder sexistischen Beleidigungen⁶, die mich jahrelang begleitet hatten, sah das herrlich komfortabel aus. Ich bewegte mich im öffentlichen Raum plötzlich so frei wie nie zuvor: Niemand sah mich an, niemand sprach mich an, ich konnte stehen, sitzen und gehen, wo immer ich wollte. Aber im Gegensatz zu so mancher trans* Person in meinem Umfeld wurde ich nicht komfortabel darin. Denn da war er wieder – der Wunsch, den ich schon in meiner Kindheit hatte: keine Macht über andere auszuüben. Aber ich bin nicht mehr zehn Jahre alt und weiß,

6 Die mit Männlich-wahrgenommen-Werden abrupt aufhörten, weil ich im Kontext von männlichen Körpernormen im Bereich des »acceptable fat« eingestuft werde, im Kontext von weiblichen Körpernormen diesen Bereich aber schon lange verlassen hatte. Mehr dazu z.B. unter www.yourfatfriend.com oder www.thefatlip.com.

dass das nicht funktioniert. In unserer Gesellschaft existieren viele Differenzlinien, an denen entlang Macht von oben nach unten ausgeübt wird. Die meisten Menschen sind dabei mal zu einer privilegierten und mal zu einer diskriminierten Gruppe zugehörig. Daraus ergeben sich komplexe soziale Positionierungen – und je nach Kontext sind andere Gruppenzugehörigkeiten ausschlaggebend für den Verlauf einer Situation. Auch meine eigene Positionierung ist komplex:

Wer mich auf der Straße sieht, sieht einen →weißen, nicht-be_hinder-ten cis Mann. Weil ich weiß bin, wird mir die deutsche Staatsbürgerschaft zugeschrieben (die ich auch habe). Ich werde christlich eingeordnet (und so wurde ich auch erzogen). Ich werde als cis Mann gelesen. Damit erfülle ich auf den ersten Blick viele gesellschaftliche Normen, die Macht in meine Richtung schieben. Meine marginalisierten Zugehörigkeiten sind gar nicht oder nur sehr selten sichtbar: Teile meiner Familie stammen aus Polen, ich bin in einem Armutsklassehaushalt⁷ aufgewachsen, ich bin nicht-sichtbar be_hindert. Solange ich meinen Mund nicht aufmache, werde ich im öffentlichen Raum als hetero gelesen. Also wie nicht Macht ausüben? Durch meine bloße Anwesenheit in einem Raum? Wie nicht beim Betreten eines U-Bahn-Waggons automatisch (irgendwo eher weiter oben) einen Platz erhalten in der unsichtbaren Hierarchie, die die Gesellschaft zwischen den Menschen, die mit mir in diesem Waggon sind, aufbaut? Kein Raum ist frei von Macht.

Vom Erfüllen von und Scheitern an männlicher Performance und männlichen Normen – unabsichtlich und absichtlich

Anfangs bin ich in der direkten Kommunikation mit anderen Menschen oft in dem Versuch, als Mann wahrgenommen zu werden, gescheitert: Ich ziehe die Stimme hoch beim Reden, lege den Kopf leicht schief beim Zuhören, lächle andauernd und sage »ja, mh« dabei. Ich stelle Fragen, wo eine Aussage sein könnte, erkläre, was ich tue, während ich es tue, fordere nicht, sondern schildere chronologisch die Ereignisse und stelle dann eine Frage – selbst wenn ich mich wirklich zurecht geärgert habe und mich beschwere. Am Telefon werde ich ständig zu meiner Mutter, meiner Freundin oder meiner Ehefrau gemacht. Im direkten Kontakt mit anderen Menschen

7 Ich ziehe den Begriff »Armutsklasse« dem hierarchisierenden und oft negativ verwendeten Begriff »Unterschicht« vor. Weiterlesen hier: <https://klassismusforschung.wordpress.com/2013/08/25/unterklasse-als-korrektionsanstalt/>.

immer schwul gelesen. (Dass das stimmt, können die Personen, die das tun, nicht wissen.) Bis zu dem oben erwähnten Vortrag von Katharina Debus zum Thema Weiblichkeitsanforderungen war mir immer nur Stückweil klar, was ich da tue. Nach dem Vortrag verstehe ich: In dem Versuch, mich passend zu machen für die Geschlechtsrolle, die mir angedacht war, wurde mir ein Set von Fähigkeiten antrainiert, um mich weiblich zuzurichten: vom mich immer Unterordnen-Können (also keine Grenzen zu setzen) zum nicht fordernd Kommunizieren. Die Fähigkeit, immer gute Stimmung herstellen zu können, gehört genauso dazu wie der Umstand, dass ich mich ständig selbst optimieren möchte.

All diese Verhaltensweisen wurden mir als Kind antrainiert. Ich musste sie erlernen, weil auf mein Genderfluid-Sein mit Weiblichkeitsanforderungen reagiert wurde. Von den Erwachsenen in meinem Umfeld bekam ich klar gespiegelt, dass ich nur dann ok bin, wenn ich dieses Verhalten zeige – auch wenn es mir schadet. Ich wusste genau, welches Verhalten nicht erwünscht ist und an welchem Punkt mein Fluide-Sein hätte ins Stocken geraten sollen. Dass ich lieber mit Autos als Puppen spielte, wurde zwar nicht unterbunden. Doch bezogen auf Interaktion zwischen Personen wurde ich in eine weibliche Geschlechtsrolle gepresst, in dem Versuch, mich in ein »eindeutiges Geschlecht« einzusperrten. Ich spreche daher bewusst nicht von Sozialisierung und schon gar nicht von »weiblicher Sozialisation«, sondern davon, dass mir bestimmte Fähigkeiten antrainiert wurden. Denn ich identifiziere mich genderfluid, also wurde ich auch als genderfluide Person sozialisiert: Damit meine ich, dass ich in meinem Aufwachsen mit Diskriminierung bestraft wurde, Normierung anhand der Standards weiblicher Geschlechteranforderungen als Strafe für mein Nicht-so-Sein, wie es von mir erwartet wurde. Da man als Kind seinem Umfeld schutzlos ausgeliefert ist, habe ich versucht, das Set an Fähigkeiten und Fertigkeiten zu trainieren, das mir Anerkennung und Liebe beschert hat – auch wenn ich daran wieder und wieder gescheitert bin und auch die Konsequenzen dessen Teil meiner Sozialisation wurden.⁸ Diese Form des Aufwachsens kann nur als gewaltvoll bezeichnet werden. Das Verhalten von Kindern

⁸ Diese Perspektive und diese Überlegungen verdanke ich FaulenzAs Buch *Support your Sisters, not your Cisters*, in dem FaulenzA schreibt, wie die Idee, dass trans* Frauen angeblich »männlich sozialisiert« worden wären, gezielt als transfeindliches Argument herangebracht wird, um trans* Frauen zu diskriminieren und z.B. aus Räumen, Kämpfen und ganzen politischen Bewegungen auszuschließen.

anhand von Geschlechterstereotypen zu bewerten, ist Gewalt. Ich habe viele Verhaltensweisen internalisiert, die mir nicht entsprechen und mir schaden. In der Auseinandersetzung mit der Frage, wann ich wie gelesen werde und warum, betrachte ich die Weiblichkeitsnormen, die mir gewaltvoll anerzogen wurden, aber auch die Männlichkeitsnormen, die ich mein Leben lang schon beobachte.

Auf der Suche nach Antworten und Lösungen, beginne ich wie mit zwei Sprachen mit Weiblichkeits- (und auch Männlichkeits-)Anforderungen zu experimentieren. Versuche herauszufinden, wovon es abhängt und wie ich durch mein Verhalten beeinflussen kann, wann die Verkaufsperson beim Bäcker mich mit »junge Frau« und wann mit »junger Mann« anspricht. Ich finde Klischees: Von der Art, wie ich gehe, stehe, wie ich spreche, zu wohin ich wie lange sehe. Anfangs frustriert von dem Fakt, dass ich nicht in der Lage bin, als Mann wahrgenommen zu werden, sobald ich anfangs zu kommunizieren, werde ich froh darüber. Ich lerne: So wenig wie möglich Macht auszuüben, bedeutet für mich, mein mir anerzogenes Set an Fähigkeiten zu benutzen. Mit ein wenig Übung geht mir in der U-Bahn keine Person, die ich weiblich (oder queer) wahrnehme, mehr prophylaktisch aus dem Weg. Ich lasse damit mein Männlich-wahrgenommen-Werden bis zu einem gewissen Punkt scheitern. Ich versuche damit, die machtansammelnden Effekte meines Männlich-wahrgenommen-Werdens zu sabotieren. Ich will so wenig Macht ausüben wie möglich. Ich werde damit nicht als Frau gelesen und auch nicht als zwischen den zwei offiziell anerkannten Geschlechtern der Zweigeschlechterordnung verortet. Ich werde als »femininer« Mann gelesen, als »Softie«, als schwul. Ich weise damit das Komfortabel-Werden von mir. Ich mache es mir aktiv unbequem – und strenge mich an, das zu erreichen –, damit andere Menschen so wenig wie möglich eingeschränkt werden, nur weil ich bequem bin und mich auf meinen männlichen Privilegien ausruhe. Das bedeutet: Obwohl mir das Mich-Anstrengen (um mehr Raum zu nehmen, als die Gesellschaft mir als weiblich einsortierter Person zusteht) zu viel geworden war, strenge ich mich wieder an (um weniger Raum zu nehmen, als die gesellschaftlichen Machtverhältnisse mir in bestimmten Situationen⁹ zugänglich machen würden. Ich versuche, Raum abzugeben.) An diesem Punkt ist es mir wichtig zu sagen: Nicht alle haben

⁹ In Anlehnung an Lann Hornscheidt verstehe ich Privilegien situativ: In der U-Bahn werde ich männlich wahrgenommen und habe daher viele männliche Privilegien. In einer Fitnessstudio-Umkleidekabine habe ich viel weniger Privilegien. Dort bin

genug Privilegien, um das so zu machen, ohne ihr Leben zu riskieren. Und ich verurteile niemanden, der*die eine andere Wahl trifft. Auch ich kann in bestimmten Situationen diese Wahl nicht treffen. Zum Beispiel in Situationen, in denen ich im öffentlichen Raum trans*- und homofeindlicher Gewalt ausgesetzt bin: Dann kann ich, wenn ich keinen deeskalierenden Weg mehr sehe, das Set von männlichen Codes bedienen und zu meinem Schutz einsetzen: nicht zurückweichen, nicht meinen Raum hergeben. Auf meine Wellen aus Angst Schichten von Wut packen, mit jedem Atemzug eine mehr. Mit meinem Gewicht 50-50 auf beide Füße verteilt stehen, Blickkontakt halten, nicht mal blinzeln. Meine Fäuste ballen, um meine Körperspannung zu erhöhen, so angespannt stehen, wie eine Katze vor dem Sprung. Wenn es nötig wird, den von mir beanspruchten Raum in den Raum des Angreifers ausdehnen, der in der Situation, an die ich beim Schreiben dieses Absatzes denke, direkt vor mir stand. Nicht nur meine Grenze halten, sondern seine überschreiten, ihn nicht nur soweit zurückdrängen, dass mein Raum wieder meiner ist, sondern mir auch (zumindest einen Teil) des Raums nehmen, der eigentlich seiner ist – und dadurch Ebenbürtigkeit oder gar Überlegenheit demonstrieren. Der Moment, in dem ich den Entschluss fasse, seine Grenze zu übertreten, einen Fuß nach vorne zu setzen, wütend genug zu sein, um in die Konfrontation zu gehen, reicht in dem Fall aus: Er hat mich weich gelesen und nicht mit dieser Antwort gerechnet. Er weicht von alleine zurück. Ich übe Macht aus, um meine Grenze zu wahren, um mich zu schützen. Ich schütze mich in dieser Situation, indem ich jede Männlichkeitsanforderung erfülle, die ich kenne. Ich kann das, wenn ich muss. Ich finde es nützlich, das zu können, wenn ich muss, und die Situation dadurch zu beenden. Ich würde es lernen wollen, wenn ich es nicht könnte. Aber dauerhaft Männlichkeitsanforderungen entsprechend will ich nicht leben, auch wenn ich weiß, dass viele (cis und trans*) Männer das tun. Denn zehn Minuten später habe ich die erste Panikattacke von vielen, die mich nach dieser Situation fast ein halbes Jahr begleitet haben – weil mein System Angst nicht wegdücken möchte, auch wenn Männlichkeitsnormen das verlangen. Mein damaliger Therapeut versteht nicht, dass ich mit Panik reagiere. Er findet nur, ich habe »erfolgreich meinen Mann gestanden«, mich »für einen Mann normal verhalten«, und wechselt das Thema. Die

ich aufgrund von cissexistischen Körpernormen einem massiven Gewaltrisiko ausgesetzt. Privilegien und Diskriminierungen wirken also je nach Ort und Kontext.

Therapie habe ich direkt danach abgebrochen. Männlichkeitsanforderungen erfüllen zu können, empfinde ich als ein nützliches Werkzeug für bedrohliche Situationen, nicht mehr und nicht weniger.

Vom gezielten Scheitern an Männlichkeitsnormen: Konkrete Hinweise für den Alltag

Letztlich soll es in diesem Text aber darum gehen, was ich tue, wenn ich andere Optionen habe, als die eben geschilderten. Es soll darum gehen, wie ich mich entscheide, mit meinem Wahrgenommen-Werden umzugehen, wenn ich soweit sicher bin. Dieser Text existiert, weil andere Personen mit Teilen davon vielleicht etwas anfangen können. Vielleicht vor allem Menschen, die noch mehr Privilegien haben als ich: *weiße* cis hetero Männer zum Beispiel. Ich suche nach Möglichkeiten, Raum abzugeben, mir selbst und anderen gegenüber weich, vulnerabel und offen zu sein. Augenhöhe zu haben und zu halten, indem ich aktiv daran arbeite, mich nicht über jemanden zu stellen. Auch mit diesem Text. Das bedeutet: In sechs Monaten habe ich sicher schon neue Antworten, Antworten, die die hier aufgezählten vielleicht sogar als zu kurz gegriffen aussehen lassen. Aber Texte sind nun mal Momentaufnahmen und auch wenn mir, was ich hier schreibe, irgendwann vielleicht undurchdacht oder zu kurz gegriffen vorkommen wird, ist dieser Text 2020 entstanden. An diesem Punkt bin ich jetzt. Nun aber zu Konkreterem:

Durch meine Versuche, mich nicht aktiv über jemanden zu stellen, Raum abzugeben und mich vulnerabel und offen zu zeigen, geschehen meist verschiedene Dinge auf einmal, die navigiert werden müssen: Einerseits verliere ich im Kontext mit Männern Hierarchiepunkte. (Männer handeln, wenn mensch an das Modell glaubt, im Rahmen der »ernsten Spiele des Wettbewerbs« die ganze Zeit Hierarchien aus. Augenhöhe gibt es nicht.)¹⁰ Andererseits übe ich dadurch aber auch weniger Macht gegenüber anderen Personen (die nicht *weiße* cis hetero Männer sind) aus. Diese Effekte meine ich, wenn ich sage: Ich versuche, meine Privilegien zu sabotieren und damit absichtlich an den Normen zu scheitern, die Männlichkeit herstellen und bestimmen, wo in der Hierarchie ich stehe. Im direkten Kontakt mit Männern könnten diese mich dafür bestrafen,

10 Siehe Pierre Bourdieu und Raewyn Connell.

indem sie mich von oben herab behandeln. Mit welchen Männern ich mich spreche als zwingend notwendig (z.B. auf der Arbeit) oder mich anfreunde (z.B. in den jeweiligen Szenen, in denen ich mich bewege), hängt von deren Reaktion auf das Sabotieren meiner Privilegien ab. Wer mich abwertet für meinen Versuch, so wenig Macht wie möglich auszuüben, bekommt nicht nochmal meine Aufmerksamkeit. Ich stelle Verbindung her mit denen, die mir genauso weich begegnen, wie ich ihnen. Die sehen, was ich mache, und mir begegnen, indem sie dasselbe tun: weich sein und Raum geben. Wer nach wie vor versucht, im Rahmen der »ersten Spiele des Wettbewerbs« mit mir zu bonden (z.B. Wettbewerb und Kräftemessen jeglicher Art), bleibt draußen. Wie ich das genau mache, sieht von Kontext zu Kontext anders aus und folgt in Aufzählungen. Zuvor noch eine Anmerkung, die mir wichtig ist und Missverständnisse vermeiden soll: Ich kann meine Privilegien nicht loswerden. Niemand kann das. Also versuche ich, so gut ich kann, Verantwortung für sie zu übernehmen. In den Situationen, in denen ich kann, versuche ich im Rahmen des Machbaren, dass die Vorteile, die mir meine Privilegien bringen (oder die Abwesenheit von Nachteilen, als die Privilegien auch oft beschrieben werden), so klein bleiben wie möglich. Das ist das Ziel, das ich verfolge. Die Liste der im Folgenden beschriebenen Strategien, um das zu tun, ist unvollständig und sicher fällt euch noch mehr oder ganz anderes ein. Hier aber die Dinge, die ich versuche und mit denen ich (je nach Kontext) schon gute Erfahrungen gemacht habe. Nachmachen und Ausprobieren explizit erwünscht!¹¹

Im Kern geht es immer wieder um Punkt 1:

1. Oben oder unten?

- Keinen Wettbewerb starten, da dieser bedeutet: Hierarchie, Über- und Unterordnung.¹²

¹¹ Dass mir diese Strategien einfallen und dass diese Strategien für mich funktionieren, hängt mit meiner Positionierung zusammen. Das bedeutet, dass selbstverständlich nicht alle Leser*innen mit allen Strategien etwas anfangen können oder dass alle Strategien allen Leser*innen möglich sind oder sich diese adäquat anfühlen. Auch hier sind Ausprobieren und An-die-eigene-Lebensrealität-Anpassen notwendig.

¹² In anderen Worten: Übe das Set an Fertigkeiten, das bei Geburt weiblich zugeschriebenen Personen anezogen wird; das sie üben müssen, egal wie sie sich identifizieren. (Siehe dazu die Aufzählungen weiter oben im Text).

2. Wer spricht?

- Weniger reden, manchmal auch gar nicht reden. Mich fragen, wessen Stimme zu der aktuellen Diskussion mehr beitragen kann, als meine. In der Regel sind das viele.
- Wenn ich was sagen will, nochmal fünf bis zehn Sekunden warten, ob nicht wer anders was sagt.
- Auf Redeanteile achten.
- So kurz wie möglich sprechen, wenn ich was sage.
- Keine Hintergrundinformationen liefern – es sei denn, ich werde explizit danach gefragt.
- Nur das sagen, wonach (ich) gefragt wurde.
- Nicht den Raum oder die Zeit anderer sprechender Personen aktiv einschränken. Das bedeutet z.B.: niemenschens unterbrechen.

3. Genau zuhören

- »Ja, mhm« nicht als Zustimmung werten, sondern als »ich habe dich gehört«.
- Nicht davon ausgehen, dass ich der Einzige im Raum bin, der etwas Bestimmtes weiß.
- Nicht davon ausgehen, dass ich etwas am besten weiß.
- Anderen Personen das Gefühl geben, dass ich an ihrer Meinung interessiert bin (z.B. indem ich hinter Aussagen, die ich machen würde, ein Fragezeichen setze. Dazu ziehe ich am Ende des Satzes die Stimme hoch. Dann höre ich mir die Antwort an).

4. Die Beziehungsebene in den Fokus nehmen

- Mich fragen: Wie sehen meine Beziehungen zu anderen Menschen aus? Wie sind Geben und Nehmen verteilt?
- Beziehungsarbeit generell, d.h. dafür sorgen, dass die andere(n) Person(en) sich wohl fühlen in einer Situation.
- Dinge so sagen, dass die andere Person sich wohlfühlt.
- Mich aktiv fragen, wie sich die andere Person gerade fühlt.
- Sich in andere hineinversetzen üben: Dazu ist es notwendig zu wissen, wie ich mich fühle.
- Gefühle fühlen, benennen und ausdrücken können, nicht nur durchdenken.
- Mehr Fragen stellen. / Mehr Fragen stellen, an deren Antworten ich auch interessiert bin. / Mich mehr für andere Menschen interessieren.
- Wenn das alles einzeln gut geht: Alles zusammen anwenden. Das führt im besten Fall dazu, dass du für gute Stimmung sorgen kannst, in der alle Anwesenden genug Platz haben. Damit meine ich, gute Stimmung herstellen, aber nicht den Clown zu spielen. Das nimmt nämlich viel Raum ein und lässt anderen Personen wenig Platz.

5. Im öffentlichen Raum

- Darauf achten, ob andere Personen mir Platz machen und wenn ja, bemerken, wie die Person (zumindest sichtbar) im Vergleich zu mir positioniert ist. Für den Hinterkopf: In der Regel merkt mensch das gar nicht, dass Personen einem ausweichen, weil sie das mit einem Abstand von fünf bis acht Metern machen – in der U-Bahn kürzer, auf der Straße teilweise noch weiter weg.
- Selbst ausweichen, aber nicht so »die Tür aufhalten«-mäßig, sondern so, dass es keiner sieht (fünf bis acht Meter vorher).
- Mich (z.B. in der U-Bahn) umsehen: Wer könnte wo hinwollen? Prophylaktisch aus dem Weg gehen.
- In der U-Bahn darauf achten, wie viel Platz eines Zweisitzers ich einnehme. Ist das mehr als 50 %? Warum? Könnte ich auch weniger Platz einnehmen? (z.B. indem ich nicht so breitbeinig sitze? Üben, weniger Platz einzunehmen. Üben, so wenig Platz einzunehmen, wie mir körperlich möglich ist, und spüren, wie sich das anfühlt: Zu versuchen, sich kleiner zu machen. In Folge dessen: Wahrnehmen, wann ich in den Raum einer anderen Person eindreinge. Wann ich den Raum einer anderen Person verkleinere. Wahrnehmen, wie ich mich dabei fühle.
- Auch mein Blick nimmt Raum ein: Wenn ich laufe und dabei geradeaus blicke, gehen alle der von mir gestarrten Schneise aus dem Weg. Ich starre also keine Schneisen. Ich sehe beim Laufen häufiger mal auf den Boden etwa 3 Meter vor mir (und stelle mich auf's Ausweichen ein). Dann weiche ich aus.
- Ich spreche so leise, dass nur ich und meine Begleitung mich verstehen. Nicht so, dass der halbe Park oder der halbe U-Bahn-Waggon versteht, was ich sage. Dasselbe gilt für Telefonate im öffentlichen Raum, aber: Ich telefoniere nicht in Bus und U-Bahn. Andere Menschen interessiert nicht, was ich da bespreche.

6. Mitdenken von anderen Personen und deren Perspektiven

- Hier gäbe es unzählige Beispiele aus unzähligen Lebenssituationen, die als Beispiele angeführt werden können. Weil bisher noch nicht explizit von Kontakten mit Freund*innen oder vom Wohnkontext/dem Leben mit Kindern, für die Verantwortung getragen wird, gesprochen wurde. Hier Beispiele aus diesen Bereichen. Das Mitdenken von anderen Personen und deren Perspektiven ist aber letztlich in allen Situationen erforderlich.
- Z.B. bemerken, dass das Getränk meines Gegenübers fast leer ist, bevor mein Gegenüber es bemerkt. Aufstehen und Nachschub holen, bevor mein Gegenüber es tut. Im Blick haben, wann wer zuletzt gegessen und getrunken hat, und dafür sorgen, dass was in der Nähe ist, bevor sie danach fragen, ohne dafür gelobt werden zu wollen.
- Oder in Wohnkontexten mit (einer) der Beziehungsperson(en) oder mit Kindern, für die gemeinsam Verantwortung getragen wird: Alle anfallenden

Arbeiten völlig selbstverständlich mitmachen, ohne dafür gelobt werden zu wollen. Wer was macht, nicht nach Geschlechter- oder Beziehungsrollen aufteilen, sondern danach, wer wie viele Ressourcen hat. Für den Hinterkopf: Wenn alle sichtbaren Arbeiten 50 zu 50 aufgeteilt werden, entsteht oft durch die unsichtbaren Arbeiten (auch Mental Load¹³ genannt) dennoch ein Ungleichgewicht. Ein Beispiel für eine solche unsichtbare Arbeit: Drei Tage bevor die Windeln ausgehen, bemerken, dass die Windeln ausgehen werden und auf einen Blick sehen, dass die Windeln, die noch da sind, drei Tage reichen. Einen Einkaufszettel im eigenen Hinterkopf anlegen und sich merken, dass neben Windeln auch noch Nudeln, Zucker und Batterien besorgt werden müssen. Wer also das Bedürfnis hat, wirklich 50 zu 50 aufzuteilen, muss dafür sorgen, dass auch die unsichtbaren Aufgaben aufgeteilt werden – oder die Person, die keine unsichtbaren Aufgaben übernimmt (weil sie sie z.B. nicht wahrnimmt) müsste dann 70 % der sichtbaren Aufgaben übernehmen, damit wirklich alle Aufgaben 50 zu 50 aufgeteilt sind. Sichtbare Aufgaben wäre z.B. das Ausräumen der Spülmaschine oder das Aufräumen der Wohnung.

- Oder in Liebesbeziehungen und bei Sexualkontakten: Radikalen Konsens üben.
- Das bedeutet: Alles, was ich mache, vorher fragen. Wirklich alles: Mich näher hinsetzen, die Hand der anderen Person nehmen, die Person in den Arm nehmen. Wirklich alles. Wahrnehmen, wie sich das anfühlt. Ungewohnt? Versichern? Sicherer, weil ich ein klares Ja oder Nein bekomme? Nur bei einem klaren Ja, tun, wonach ich gefragt habe.

7. Es gibt keine Ziellinie, nur den Prozess

- Ich bin nie fertig reflektiert, es gibt immer etwas dazuzulernen.
- Das heißt u.a. auch: Wenn wer sagt, »damit geht's mir schlecht« oder »das war diskriminierend« oder »das war übergriffig«: ernst nehmen. Nicht abwehren, sondern tief durchatmen und zuhören, versuchen zu verstehen. Wenn du nicht verstehst, was anderes fragen, Buch lesen, Workshop machen. (Zu diesem Punkt wurden viele Bücher geschrieben, YouTube-Videos gedreht und Instagram-Posts verfasst. Ich verweise auf die Internetsuchmaschine deiner Wahl.)

8. Aushalten

- Die eigenen Gefühle aushalten und damit bewusst und aktiv umgehen. Das heißt:
- Beim Lesen dieses Abschnitts meine Gefühle beobachten. Wie fühle ich mich, wenn ich das alles lese? Wütend? Eingeschüchtert? Schuldig? Nicht angesprochen? Woher kommt das Gefühl?

¹³ Hier geht's zu einem Comic, der das Konzept veranschaulicht: <https://english.emmaclit.com/2017/05/20/you-shouldve-asked/>.

- Welche Glaubenssätze habe ich verinnerlicht? Dass ich das alles nicht machen muss (z.B. weil es andere machen)? Dass ich (z.B. als Mann) diese Aufgaben nicht übernehmen brauche, weil andere (z.B. Frauen) das machen? Glaube ich, dass andere (z.B. Frauen) diese Aufgaben gern machen? (Hinweis: Viele machen es nicht gern, sondern weil sie gelernt haben, dass sie es sollen bzw. es erwartet wird. Und selbst wer es gern macht, hat anerzogen bekommen, es gern zu machen ...)

All die hier beschriebenen Strategien und Handlungsvorschläge brechen mit Männlichkeitsanforderungen. Sie widersprechen dem Verhalten, das an den Tag gelegt werden muss, um als ›richtiger Mann‹, als ›normaler Mann‹ und damit als ›normgerechter‹ Mann zu gelten. Daher auch:

- Aushalten, dass manche Männer mich dafür abwerten, wenn ich versuche Augenhöhe anstatt Über- und Unterordnung herzustellen.
- Aushalten, dass manche Frauen mich dafür abwerten.
- Aushalten, dass manche queere Personen mich dafür abwerten.
- Aushalten, wenn ich kein Lob für mein Verhalten / ggf. meine Veränderungen bekomme.
- Gehen lassen, wer mich in meinem Bestreben, aktiv Machtverhältnisse in den Alltagsstrukturen meines Lebens abzubauen, nicht unterstützen kann oder will – und das aushalten.
- Mich an die Menschen halten, die mich dabei unterstützen.

Denn nicht nur den anderen um dich herum, sondern auch dir tut es gut, wenn du dich weniger hart machst (machen musst), du näher an deinem Gefühlsleben dran bist und deine Beziehungen dadurch mehr Tiefe haben. Denn viele der von Männern geforderten Verhaltensweisen führen zu Verhalten, das schadet: den Menschen, die diese Verhaltensweisen an den Tag legen, und denen, die sich im Umfeld der Menschen bewegen, die diese Verhaltensweisen an den Tag legen.¹⁴

¹⁴ Siehe Statistiken zu Todesursachen (nicht nur junger) Männer: Viele sterben früher, als es sein müsste, an Dingen, die dazu da sind, sich von den eigenen Gefühlen abzulenken, die dazu benutzt werden, in Männergruppen Hierarchien auszuhandeln, sich in Wettbewerb zu begeben. Viele dieser Statistiken sprechen davon, dass viele Menschen, denen das männliche Fertigkeiten-Set anerzogen wird, ihre körperlichen

Wir alle wollen ein besseres Leben. Und zum Glück für uns alle, kann erlerntes Verhalten verlernt werden (deswegen spreche ich viel von Fertigkeiten, die erlernt sind). Ich tue mein Möglichstes, um jeden Tag eine lange Reihe von Dingen weiter zu verlernen, mit einer lebbareren Zukunft (für viele? für viel mehr als jetzt? für alle?) als Ziel.

Vom Scheitern wollen, Scheitern müssen, Scheitern können und Scheitern wollen müssen an männlicher Performance und männlichen Normen

Geschlecht ist kulturell geformt und gemacht. Erfunden, könnte man auch sagen. Doch die Auswirkungen dieser Erfindungen sind real und haben reale Konsequenzen für unsere Leben.

Ich bin lange an Geschlechternormen gescheitert: Als Kind, jugendliche und junge erwachsene Person an Weiblichkeitsanforderungen. Später dann an Männlichkeitsanforderungen. Beide Male kam ich mir defekt und unzulänglich vor. Bis ich (wieder mal) die Perspektive gewechselt und aufgehört habe, den Normen entsprechen zu wollen. Bis ich sie gedreht und gewendet habe – und sie nun einsetze, wenn sie mir nützlich sind, wenn sie mir helfen, das zu tun, was ich tun möchte: Ich sabotiere meine männlichen Privilegien, wenn ich mich verbündet zeigen will, wenn ich anderen Personen mehr Raum geben oder sie von gesellschaftlichen Erwartungen genauso entlasten will, wie ich mich entlasten kann (siehe die diesem Abschnitt vorangehende Liste). Zum Beispiel, indem ich (als männlich wahrgenommene Person) etwas tue, das von weiblich wahrgenommenen Personen erwartet wird. Ich scheitere in diesem Moment willentlich an den Männlichkeitsanforderungen, die an mich gestellt werden, und versuche damit, der anderen Person Entscheidungsspielräume zu verschaffen, wo vorher Zwang war. Da das eine Mutmaßung (oder besser: Hoffnung) ist, kann hier nur von Versuchen und Scheitern gesprochen werden. In anderen Worten: von Üben. Ich übe. Ich übe mich im unabsichtlichen wie absichtlichen Scheitern an Geschlechternormen. Ich übe mich im Beobachten der Folgen von vergeschlechtlichten Erwartungen an mich und meine Umwelt – und übe mich

und emotionalen (Belastungs-)Grenzen nicht spüren. Beispiele sind Substanzkonsum. Autofahren unter Einfluss von Substanzen wie Alkohol oder anderen Drogen, nicht oder zu spät zum Arzt gehen, obwohl Beschwerden spürbar waren, sich bei psychischen Belastungen keine Unterstützung holen.

im Absichtlich-Scheitern, wenn ich es für sinnvoll halte. Denn wie könnte ich nicht scheitern lassen, was für andere negative Konsequenzen hat?! (Den sexistischen Witz meines cis Kollegen zum Beispiel.) Wie könnte ich das nicht sabotieren wollen?!

Letztlich sind es viele kleine Entscheidungen. Ich wähle immer wieder das Scheitern, die Sabotage. Und auch wenn ich weiß, dass das nur eine begrenzte Wirkung hat und dass das bestehende System aus Machtverhältnissen, Privilegierung und Diskriminierung verändert, transformiert, aufgelöst werden muss, hoffe ich, der vorliegende Text hat dich dazu eingeladen, deine Entscheidungen zu überdenken und dich zu fragen: Wie verschieben wir das Machtungleichgewicht, kleine Entscheidung für kleine Entscheidung, jeden Tag ein Stück weiter in Richtung einer gerechteren Welt?

Quellenverzeichnis

- Bourdieu, Pierre (2005): *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt am Main. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft.
- Bourdieu, Pierre (1987/1993): *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt am Main. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft.
- Connell, Raewyn (1999): *Der gemachte Mann*. Wiesbaden. VS Verlag.
- Debus, Katharina (2012): Und die Mädchen? Modernisierung von Weiblichkeitsanforderungen. In: Dissens e.V. (Hrsg.): *Geschlechterreflektierte Arbeit mit Jungen an der Schule. Texte zu Pädagogik und Fortbildung rund um Jungenarbeit, Geschlecht und Bildung*. Berlin. Zugriff am 18.02.2020 unter <http://www.jungenarbeit-und-schule.de/material/abschlusspublikation.html>
- FaulenzA (2017): *Support your Sisters not your Cisters. Über Diskriminierung von trans*Weiblichkeiten*. Münster. Edition Assemblage.
- Stuve, Olaf und Debus, Katharina (2012): Männlichkeitsanforderungen. Impulse kritischer Männlichkeitstheorie für eine geschlechterreflektierte Pädagogik mit Jungen. In: Dissens e.V. (Hrsg.): *Geschlechterreflektierte Arbeit mit Jungen an der Schule. Texte zu Pädagogik und Fortbildung rund um Jungenarbeit, Geschlecht und Bildung*. Berlin. Zugriff am 18.02.2020 unter <http://www.jungenarbeit-und-schule.de/material/abschlusspublikation.html>
- Stuve, Olaf und Debus, Katharina (2012): Geschlechtertheoretische Anregungen für eine geschlechterreflektierte Pädagogik mit Jungen. In: Dissens e.V. & Debus, Katharina et.al.: *Geschlechterreflektierte Arbeit mit Jungen an der Schule. Texte zu Pädagogik und Fortbildung rund um Jungenarbeit, Geschlecht und Bildung*. Berlin: S. 27-42. Zugriff am 18.02.2020 unter <http://jus.dissens.de/index.php?id=218>
- Tunç, Michael (2012): *Männlichkeitsforschung und Intersektionalität*. Zugriff am 11.05.2020 unter portal-intersektionalitaet.de/theoriebildung/ueberblickstexte/tunc/

Sebastian Schädler

n(ich)t ... oder auch zu den Versuchen, sich als ›Mann‹ nicht ›vermännlichen‹ zu lassen

Vorbemerkung eins: Das Märchen des n(ich)t

Im Märchen vom Schneewittchen gibt es diese seltsamen Zwerge: Man bekommt nicht viel von ihnen erzählt, sie arbeiten (ziemlich sinnlos, denn sie brauchen nichts), sie können sich ernähren, eine Hütte bauen, kochen, Wäsche waschen usw. Sie herrschen nicht über andere, sondern sind irgendwie ganz für sich. Sie kennen sich aber auch nicht, sie wissen nichts über sich selbst. In der Walt-Disney-Verfilmung singen sie »Wir wissen nicht warum, wozu, es lässt uns halt keine Ruh«. Dann kommt »es«, »das« (!) Schneewittchen, welches irgendwie nicht hineinpasst (es stößt sich auch ständig den Kopf in der Zwergenhütte). Von der Situation, die dann folgt, gibt es sehr viele Varianten, fast jeder Film und jedes Bilderbuch erzählt sie etwas anders. Aber gleich bleibt, dass Verhandlungen über Handlungen stattfinden, die – unschwer zu erkennen – mit Geschlechterrollen codiert werden: Schneewittchen soll z.B. aufräumen und kochen, damit sie beschützt wird – das ist die häufigste Variante. Dann geht die Geschichte weiter, und am Ende, wenn aus dem »es« des Mädchens die (im Glassarg passiv auf die Rettung wartende) »Frau« geworden ist, kommt der Prinz, der sie, ohne lange zu zögern, einfach mit sich nimmt.

In Bezug auf den Prinzen, diesem Klischee des heterosexuellen Erfolgsmodells eines Mannes, der »stillgestellte« Frauen schön findet, sind die Zwerge irgendwie Grenzgänger. Man erfährt nichts von dem, was normalerweise interessant ist: haben sie mal etwas gelernt, haben sie eine Biografie, eine Geschichte, eine Identität, eine Familie mit Eltern und Geschwistern, ein Sexleben? Wir wissen es nicht, aber sie sind in der Geschichte notwendig, damit sich vor ihrem Hintergrund das heterosexuelle Finale, welches sich eigentlich in einem einzigen Satz als das klassische »boy meets girl« erzählen lässt, entfaltet. Die heterosexuelle Story hat also einen Hinter-